

Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 10

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

same Erfahrung, daß die äußere Körperkraft in einem nur losen Zusammenhang mit der seelischen Widerstandskraft steht. Jedenfalls kann man erleben, wie körperlich zarte Menschen unter den Schicksalsschlägen zu Helden erstarken, während ansehnliche Kraftmenschen oft überraschend schnell zusammenfallen, wenn das Leben ihnen den Dornenkranz flieht. Wir leben in einer Zeit, die eine wohlausgebildete Ernährungswissenschaft hervorgebracht hat. Was wird heute nicht alles getan, um den menschlichen Körper vor Ueberwie vor Unterernährung zu schützen. Die Speisen werden nach ihrem Vitamingehalt ausgesucht, Diätüren werden verordnet, Rohkost wird eingeführt und vieles andere mehr. Und das alles nur, um die körperliche Leistungsfähigkeit zu erhöhen und den Ansprüchen des Berufes anzupassen. Dieser starken Betonung der rechten Ernährungsweise des Körpers geht nun aber in unserer Zeit eine ebenso auffallende Vernachlässigung der seelischen Ernährungsweise zur Seite. Neben körperliche Höchst- und Kraftleistungen stellen sich seelische Minderleistungen von beunruhigendem Tiefstand, verbreitet sich eine seelische Verweichlichung und Wehleidigkeit, die erschrecken muß. Wir sehen oft Menschen verzagen und zusammenbrechen, auch wenn das Leben nur die geringsten Opfer von ihnen verlangt. Ist das ein Wunder, wenn man jahrelang, jahrzehntelang sich nur um die rechte Diät des körperlichen Lebens, aber nicht um die rechte Nahrung der Seele gekümmert hat. Was erwarten wir an innerer Seelenkraft, wenn wir nie für ihre Pflege gesorgt haben? Zu allen Zeiten haben die religiösen Kraftquellen immer als die beste Seelennahrung gegolten. Eine Menschheit, die glaubt, leichtfertig und stolz dieser Kräfte entbehren zu können, soll sich nicht wundern, wenn sie keine Kraft mehr zu Opfer und Selbstverleugnung, zum Widerstand und zum Tragen harten Schicksals aufbringen kann, und sie mag sehen, woher sie bessere Seelenkräfte bezieht. Für den Christen ist es keine Frage, daß die ernste Betrachtung und das innerste Ergriffensein von dem Leben, Kämpfen, Leiden und Sterben Christi, die beste Wappnung für unser innerstes Leben bedeutet und die Menschen auch dort befähigt zu tragen und zu meistern, wo das Leben in den dunkelsten Schatten gerät. Dieses Betrachten aber ist mehr als nur ein Sich-Interessieren für Christus. Christus ist nicht dazu in die Welt gekommen, daß die Menschen sich für ihn interessieren, sondern daß sie von seinem Wort und seiner Erlösungstat leben können. Das ist der tiefste Sinn seines Wortes: „Ich bin das Brot des Lebens“. Wahres Christentum ist zu allen Zeiten ein kraftpendender, nicht ein kraftnehmender Glaube gewesen und ist es heute noch. Wähten wir besser auf unsere Seelennahrung. Das Leben ist hart geworden und braucht viel Kraft, auch viel innere Kraft.

F.

Annie Mincieux,

die Zeichnerin dieser, in der Eisenbahn und im Café, unter Schläfern und Fassern erfaßten Momentbildchen, ist den Bernern schon lange keine Fremde mehr. Ganz abgesehen von einer Kollektivausstellung im Jahre 1916 und ihrer kleinen Ausstellung von Porträtzeichnungen im Januar dieses Jahres sind sehr viele ihrer lebenswahren Skizzen teils in bernischen und teils in anderen schweizerischen illustrierten Zeitschriften erschienen, außerdem ist sie aber auch als Journalistin nicht unbekannt, wenn sie ihre „Blaudereien“ aus ihrer zweiten, der schweizerischen Heimat, auch meist in innerschweizerischen und reichsdeutschen Blättern veröffentlichte.

Denn wenn Annie Mincieux auch eine geborene Bernlerin und nebenbei französische Staatsbürgerin ist, so knüpfen sich doch schon ihre schönsten Kindheits- und Jugend-



Annie Mincieux: Aus meiner Sammlung: „Im Nomadenleben — Erfasste Momente“.

erinnerungen an Grindelwald, in welches sie damals noch die vier-spännige Postkutsche hinaufbrachte. Dort lernte sie die Begeisterung an der Natur kennen und dort schwur sie — wie sie selbst in einer ihrer Blaudereien erzählt — der Schweiz die Kühlitreue, die sie ihr dann auch bis ins Greisenalter hinein hielt. In Grindelwald befreundete sie sich mit dem Gletscherpfarrer Gottfried Straßer und in Müren lernte sie später die Familie Richard Wagners kennen. Dort porträtierte sie die Marquise von Yorkshire, Lady Carmarthen und zeichnete sie die vier Kinder der Lady. Ganz im Geheimen und gegen ihren Willen skizzierte sie hier auch Frau Cosima Wagner und stellte die Zeichnung 1930 nach dem Tode Frau Cosimas in Bern aus. Und hier im Lesesaal des Hotels porträtierte sie auch meuchlings den damals 26jährigen Siegfried Wagner, ein Bild, das damals in deutschen illustrierten Zeitungen erschien und vor 2 Jahren zum letzten Male, anlässlich Siegfrieds Tod, in der „Zürcher Illustrierten“.

Seit rund 20 Jahren lebt die Künstlerin in Bern und unternimmt nur hie und da kleine Studienreisen. Das Ergebnis der letzten, oder wenigstens einen Teil davon, bringen wir hier, denn Annie Mincieux zeichnete im November 1932 nicht weniger als 40 solcher Porträtsskizzen. eo.

Rundschau.

Hitlers Triumph.

Mit 288 Mandaten, 17 Millionen Wählerstimmen, stärkste Partei in sämtlichen Reichswahlkreisen, 44 Prozent der Gewählten, gehn die Nazis aus dem Kampf vom 5.

März hervor. Das halbe Hundert Deutschnationale zugezählt, wird die absolute Mehrheit erreicht sein. Aber: Es braucht das halbe Hundert, und wenn die Deutschnationalen nicht helfen wollen, kann auch jetzt noch der Diktator nicht diktieren.

Aber zum ersten und einzigen Akt, den der neue Reichstag ja vollbringen soll, werden sie helfen, das weiß man zum Voraus. Hitler verlangt für sich nichts als das eine: Daß sich das Parlament selbst auf lange Zeit vertage, daß es ihm vorher vier Jahre Zeit gewähre, um dem Reich eine neue Blütezeit zu eröffnen, und daß es ihm und seiner Regierung Vollmacht erteile, die Verfassung von Weimar zu ändern und eine neue zu schaffen.

Es gibt zwar Schläulinge, die finden, es könnte für den Herrn der braunen Truppen unangenehm werden, in alle Zukunft an die Männer gebunden zu bleiben, die jetzt mit ihm die Regierung bilden, und eher noch würde ihm für die Zukunft eine Allianz mit dem Zentrum passen. Also wäre es unklug, die Leute für so lange einfach heimzuschicken. Und deshalb hoffen einige Leute, die nicht gern an das Ende der deutschen Demokratie glauben, vielleicht werde sich der Kanzler doch noch in letzter Minute dazu bequemen, auf der verfassungsmäßigen Basis zu bleiben.

Für diese Optimisten wird man feststellen dürfen, daß ja das Parlament nur vertagt ist, und daß man es immer zusammenrufen kann, um Hugenberg wegzufagen und den verfehmten Brüning oder Raas herbeizuholen. Item, sei es, wie es sei, Hitler scheint nun allmächtig, und er wird beweisen müssen, daß er gegenüber der Wirtschaftskrise mindestens nicht ohnmächtig sei. Die Nazis geben selbst die Parole aus: „Die Wahlen werden nichts entscheiden. Die Entscheidung ist schon gefallen. Wir werden an der Macht bleiben, komme was da wolle.“ Man kann die Parole aufgreifen: Die Wahlen haben nichts entschieden. Erst der weitere Gang der wirtschaftlichen Entwicklung wird ergeben, ob der Meister die chaotischen Kräfte der Industriemöte, der Preisschwankungen in der Landwirtschaft und der Arbeitslosigkeit bemeistert. Er hat nun „carte blanche“, er soll zeigen, ob er mehr kann als die Leute vor ihm. Wenn er es kann, dann ist er gesichert, und ein sehr großes Denkmal kann ihm nicht entgehen. Meistert er die Dämonen des Chaos nicht, so wird er stürzen, und sein Sturz wird gewaltig sein.

Denn das ist ja nicht zu vergessen: Es sind nicht die bolschewistischen Teufel, die er austreiben muß, sondern die anonymen Kräfte ungebändigter Produktion und Verteilung, die allein die Not geschaffen, die allein den Kommunismus groß werden ließen. Schlägt er nur die Kommunisten klein, so kuriert er nicht das Fieber, sondern steckt das Thermometer in kaltes Wasser — der Leib Deutschlands aber wird krank bleiben, und wehe, wenn die Krankheit später in gesteigerter Form zur Katastrophe führt.

In den nächsten Tagen wird das Parlament, vielleicht ohne die Linksparteien, in der Potsdamer Garnisonkirche über dem Grabe Friedrichs des Großen den Diktator sanktionieren und dann heimgehen. Und dann hören wir vielleicht auf lange nichts Ungefärbtes mehr über Deutschland.

Roosevelts Anfang.

Es ist gleichsam symbolisch, daß in den gleichen Tagen, da Hitler in Berlin einen so grandiosen Sieg erringt, drüben in Amerika die Wirtschaft ihre Fieberkurve bis zur Maximalhöhe steigert. Nichts offenbart deutlicher, welche Täuschung es bedeutet, die Ursachen des Glends ausschließlich in politischen Systemen suchen zu wollen, als eben der Zustand der amerikanischen Finan-

zen. An diesen Finanzen haben keine Kommunisten gepfuscht, haben keine Marxisten mitgestaltet. Keine „Experimente“ können schuld gegeben werden. Keine Reparationen, keine Soziallasten, keine Kriegsschulden mußten entrichtet werden, und keiner von diesen Posten darf also als die Ursache für die beispiellose Blamage des Systems bezeichnet werden.

Sämtliche Staaten der Union haben ein Bankenmoratorium verkündet. Wer also Geld auf der Bank liegen hat, bekommt bis auf weiteres nichts heraus. Braucht er Bargeld, um Steuern zu entrichten, Zinsen zu berappen, Schulden zu erledigen, mag er sehen, wo er's nimmt. Dauert das Bankenmoratorium lange, so wird ein solches für private Schulden nachkommen müssen.

Ein höchst sonderbarer Zustand ist es schon: Die Beträge, welche das Volk von den Banken zugut hat, werden auf einige 40 Milliarden geschätzt. Das Volk will sie abheben, um sie daheim sicherer zu haben. Da man aber nur in Form von Notenzusatz zahlen kann, würde das Bargeld schon völlig bei den Privaten gelandet sein, wenn etwa ein Zehntel ausbezahlt wäre — denn nur soviel Dollars zirkulieren. Und wenn der Yankee alles Bargeld hamstern und verstecken wollte, da er's zu Hause „sicherer“ hat, so gingen neun Zehntel der Forderungen an die Banken verloren. Und dazu sähe man bis auf weiteres keine Dollars im Verkehr.

Gegen diese drohende Situation ist das Moratorium erlassen worden. Der neue Präsident Roosevelt, der eben mit Pomp und Glanz von New York nach Washington übergesiedelt ist, verlangt auf einmal vom Kongreß diktatorische Vollmachten, um der Affäre Herr zu werden. Er fürchtet, die Abgeordneten könnten zu langsam sein, und unterdessen ereigne sich eine Katastrophe. In Berlin wie in Washington verlangen die Leiter, daß die Volksvertreter zunächst schweigen. Nur Einer könne es schaffen, und er müsse Tempo anschlagen. Roosevelt denkt zuerst an eine Reorganisation des gesamten Banksystems. Wir werden ja sehen, wie weit er reorganisieren will. Und pfuscht er, so droht ihm der gleiche Rückschlag wie Herrn Hitler.

Eine Woche Krieg in Jehol.

In kaum acht Tagen haben die Japaner die ganze Provinz Jehol erobert. Die chinesische Front ist zusammengebrochen und an den meisten Stellen schon südlich der großen Mauer angelangt. Jehol gehört also bis auf weiteres zum mandschurischen Vasallenstaate Japans, und es fragt sich nur, ob damit der Krieg zu Ende sei.

Nach bestimmten Nachrichten halten die Japaner ihre Brigaden an der Grenze Jehols auf, gleichsam als sei das Ziel erreicht. Nach ändern aber drängen sie den flüchtenden Chinesen über die alte Reichsgrenze nach, und bedrohen Peking und die ganze Provinz Tschili.

Sollten sie stillstehen, so gäbe es also keinen eigentlichen Krieg. Mit einigen tausend Toten wäre für diesmal die Affäre erledigt. Sollten sie aber nicht stillstehen, so ließe sich bald erkennen, ob auch die hintern Linien der Chinesen durch Fliegerbomben erschüttert, durch Gold demoralisiert werden könnten.

Man darf nicht vergessen, daß die Truppen der Zentralregierung bisher nicht eingegriffen haben, und daß auch die eigentlichen Kerntruppen des Herrn von Peking, Tschang Tschü Liang, passiv geblieben sind. Vielleicht wünschen die Generäle Schonung, um zuerst mit den Soviets in Innerchina, die Gebiete von der Größe des halben Europa beherrschen, fertig zu werden? In diesem Falle würden bald Friedensverhandlungen zu erwarten sein. Jedenfalls: Jehol ist japanisch.